



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 50

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 E. m. b. H., Daresalam.

Alles umsonst.

Roman von Walter Kabel. (Schluß.)

Löning sprach jetzt mit etwas gedämpfter Stimme, aber desto eifriger in den Apparat hinein. Es mußten Vorschläge sein, mit denen Werner nicht einverstanden war. Denn dieser erwiderte lebhaft: „Kollege, das geht nicht geht auf keinen Fall, auch wenn Sie bereits Ihr Entlassungsgesuch fertig haben und noch vorher der Post zur Beförderung übergeben wollen. Bedenken Sie doch, in welche Lage ich dabei komme!“

„Habe ich alles erwogen. Ohne mich rühmen zu wollen den Beweis für Viskows Täterschaft bei beiden Verbrechen habe doch ich in der Hauptsache erbracht. Nehmen Sie also an, ich hätte Ihnen meine Verdachtsgründe gegen den Kommerzienrat nur privatim mitgeteilt. Dann wissen Sie also als Beamter von nichts. Außerdem wie sollte die Sache wohl je zur Kenntnis der Bergessten gelangen beziehungsweise in die Öffentlichkeit dringen? Bisher weiß niemand etwas davon, daß wir Viskow beargwöhnen, besser daß wir ihn überführt haben. Daher tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich so handeln, wie ich's im Interesse der beiden Damen für richtig halte. Es ist ja auch noch nicht einmal ganz sicher, ob Viskow so viel Mut besitzt. Wenn nicht, wird er natürlich verhaftet.“

„Nun meineinetwegen. Aber zu niemandem ein Wort über diese Verabredung — zu niemandem. Und schicken Sie mir doch nachher sofort eine kurze Depeschenach hier ins Hotel Stadt London, an Ingenieur Fritz Werner, wie ich mich ins Fremdenbuch eingetragen habe. Inhalt bei Gelingen: ‚Kauf ist abgeschlossen‘, bei Nichtgelingen: ‚Kauf hat sich zerstritten‘. Noch eins, Kollege. Seien Sie mit Viskow ja vorsichtig, daß er nicht doch noch etwa das Weite sucht. Das könnte für uns sehr unangenehm werden.“

Gegen drei Uhr kehrte Viskow von der Börse zurück, wohin er eigentlich nur aus alter Gewohnheit gegangen war. Denn

geschäftlich hatte er dort nichts mehr zu tun. Er war ruiniert, unfehlbar ruiniert. Das hatte er jetzt eingesehen. Auch seine erneuten Versuche, von Bekannten sich langfristige größere Darlehen zu besorgen, waren vergeblich gewesen. Seine mißliche Lage schien doch schon überall durchgesiebert zu sein. Sein einziger Gedanke war nunmehr die Flucht. Er wollte verschwinden, spurlos verschwinden. Für die Depotunterschlagungen drohte ihm Zuchthaus. Dem mußte er entgehen. Er würde alles verfügbare Geld zusammenraffen und noch heute Berlin verlassen. Nur schade, daß er so töricht gewesen war, Meinecke die hunderttausend Mark auszuhändigen. Vielleicht hatte dieser sie doch noch nicht abgeschickt.

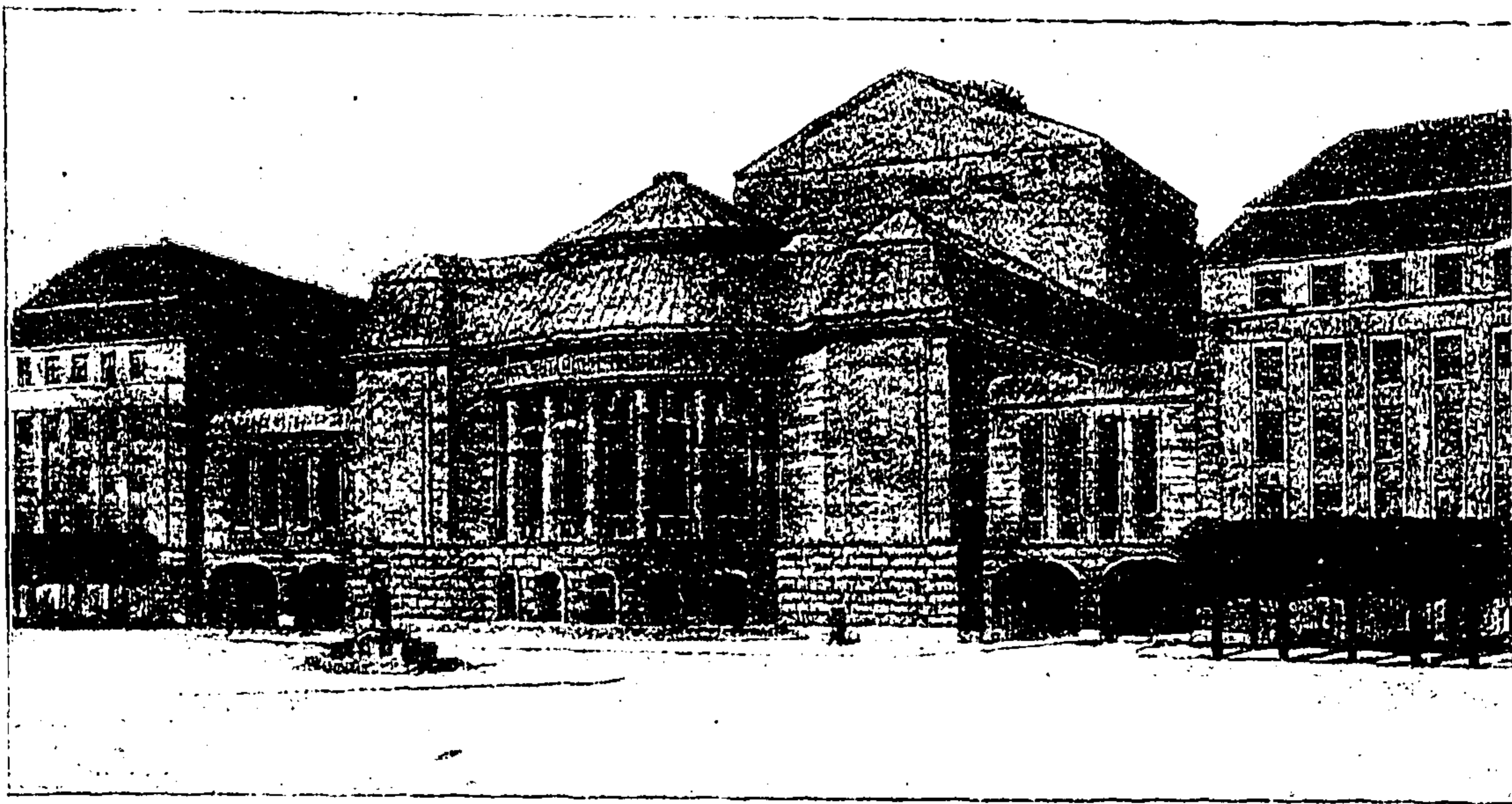
Als er sein Privatkontor betrat, sah er auf dem Schreibtisch eine Depesche liegen. Sie kam aus London. Gleichgültig öffnete er sie. Für ihn hatte die geschäftliche Korrespondenz kein Interesse mehr. Das Telegramm war in der mit seinem Londoner Geschäftsfreund verabredeten Chiffreschrift abgefaßt. Schon wollte er es achtlos fortlegen, als er sich noch eines Besseren beann. Man konnte ja nicht wissen. So holte er denn den Chiffreschlüssel hervor und übertrug Wort für Wort auf ein Stück Papier. Aber schon nach dem ersten Satz begann seine den Bleistift führende Hand zu zittern. Seltene Röte schoß ihm in das bleiche Gesicht. In fieberhafter Eile vollendete er die Übertragung. Und dann

las er das Ganze noch einmal durch, als wollte er sich vergewissern, daß er sich nicht getäuscht habe: „In der Maylor Mine neue, gut sechs Meter tiefe, fünf Meter breite und mindestens vier hundert Meter lange Schicht sehr stark goldhaltiger Erde entdeckt.“

Wird sehr leicht abzubauen sein — Nachricht nicht anzuzweifeln.

Hochschnellen der Kurse um hundertfünfzig sicher. Wenn möglich, noch Aktien für uns vorsichtig aufkaufen. Nachricht an Börse dürfte sich erst in zwei bis drei Tagen verbreiten.“

Viskow starrte noch immer das Blatt Papier an. Hochschnellen um hundertfünfzig! Dies war's, was er immer wieder überlesen hatte. Er rechnete blitzschnell aus, welche einen Gewinn das für ihn bedeutete. Die Maylor-Papiere waren ja hauptsächlich schuld an seinem Ruin, da die Mine, die man anfänglich für so überaus



Der Neubau der Neuen freien Volkstheater auf dem Bülow-Platz in Berlin. (Mit Text.)

goldhaltig eingeschätzt hatte, sich plötzlich als Blunder herausstellte. Für rund dreihunderttausend Mark lagen Aktien in seinem Tresor, die bis heute so gut wie gar keinen Wert besaßen hatten — bis heute. Und nun die neue Goldader! . . . Er nahm den Bleistift wieder zur Hand, um ganz genau festzustellen, wieviel er im ungünstigsten Falle jetzt mit den Aktien verdienen mußte. Zahlen reiheten sich an Zahlen. Dann stand das Resultat da — über eine Million — eine Million! Er war gerettet . . .

Die alte Spannkraft, seine ganze Arbeitsfreude kehrte zurück. Elastisch erhob er sich, öffnete die Tür nach dem großen Nebenraum und rief den alten Prokuristen herbei.

Auch Meincke traten Tränen der Freude in die Augen. Wenn er auch nur ahnte, daß sein Prinzipal sich vielleicht in der dringenden Notlage an den Depots, die dieser stets selbst verwaltete, vergriffen haben könnte, — jedenfalls war man jetzt aus allen Kalamitäten heraus. Ein neues Leben konnte beginnen, man würde waghalsige Spekulationen vermeiden, und bald würde dann das Bankhaus van Zourleeven & Co. ebenso sicher und festbegründet dastehen wie einst.

Meincke war wieder gegangen. Der Kommerzienrat hatte jetzt die Gasröhre angezündet, ebenso auch seine Arbeitslampe auf dem Schreibtisch, und setzte eben eine Depesche an einen Freund in Frankfurt am Main auf, damit dieser für ihn morgen auch an der dortigen Börse unter der Hand Maylor-Aktien kaufe, als es kloppte und auf Viskows Herein einer der jungen Leute erschien und ihm eine Karte überreichte — „v. Vöning, königlicher Striminalkommissar“, stand darauf.

Zuerst durchfuhr es den Kommerzienrat wie ein eisiger Schreck. Schnell beruhigte er sich jedoch wieder. Wozu die Angst?! Pächertlich! Sein Spiel war vermessend, aber auch schlau gewesen. Er brauchte nichts zu befürchten. Den Herrn konnte nur der Diebstahl der Pretiosen hergeführt haben.

„Ich lasse bitten“, sagte er daher ganz ruhig.

Und dann standen sich die beiden Männer Auge in Auge gegenüber.

„Sie kommen in der Diebstahlsache, nicht wahr, Herr Kommissar?“ begann Viskow und machte eine einladende Handbewegung nach einem der steiflehnigen Lederessel hin, die um den Tisch herum gruppiert waren.

Vöning zögerte erst. Aber die Unterredung würde sich so in Kürze wohl nicht erledigen lassen. Er nahm also gleichfalls Platz, klopfenden Herzens und weit aufgeregter als der, dessen Gewissen so schwere Schuld belastete. Und sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, sagte er dann ernst:

„Nicht nur in der Diebstahlsache, auch wegen des an Gebhard begangenen Mordes bin ich hier.“

Es lag etwas in dem Ton dieser Worte, das Viskow erschreckte. Ein unbestimmtes Angstgefühl beschlich ihn plötzlich.

Da sprach der andere bereits weiter: „Die Polizei hat fest gestellt, daß der Dieb der Pretiosen und der Mörder ein und dieselbe Person ist. Die Schmucksachen wurden von einem Manne gestohlen, der sich in bedrängtester pekuniärer Lage befand.“

Viskow fuhr sich plötzlich mit der Hand nach der Kehle. Er glaubte ersticken zu müssen. Feurige Punkte tanzten vor seinen Augen. Hatte er recht gehört — ging das nicht fraglos auf ihn, auf ihn allein? Doch nur nicht sich verraten. Erst abwarten, was weiter kommt.

Vöning hatte eine kleine Pause gemacht. Und in diese Stille klang's jetzt hinein, unnatürlich heiser, wie mit äußerster Mühe hervorgeragt: „Das — freut mich — sehr — sehr —, im Interesse meiner — meiner Frau!“

„Der Dieb,“ fuhr der andere jetzt unbarmherzig fort, „gehört zu den nächsten Angehörigen des Hauses, in dem der Raub begangen wurde. Er hat eine schlau berechnete Komödie gespielt, um den Eindruck zu erwecken, als sei der Täter in den Hof hinuntergestürzt, während er in Wahrheit in der Wohnung blieb. Durch irgendeinen Zufall hat er dann den Verdacht geschöpft, daß er von Guido Gebhard, während er seine Vorbereitungen für den Diebstahl traf, beobachtet worden sein könnte: und zwar nimmt die Polizei an, daß er sich vielleicht Kenntnis von dem Inhalt des Briefes verschaffte, den der Maler an Fräulein van Zourleeven schickte und in dem er sie dringend aufforderte, so gleich heimlich zu ihm zu kommen, da er ihr im Interesse ihrer Familie Wichtiges mitzuteilen habe. Der Täter wird höchst wahrscheinlich aus der Art und Weise, wie dieser Brief der jungen Dame zugestellt wurde, besonders aus der ungewöhnlich frühen Stunde, und weiter aus dem Umstand, daß ihm gegenüber nichts von dem Brief erwähnt wurde, den richtigen Schluß gezogen haben, daß Gebhard um das ganze Geheimnis wußte und sich Fräulein van Zourleeven anvertrauen wollte.“

Vöning, der es bisher vermieden hatte, sein Gegenüber bei diesen Sätzen, die wie Steindenklänge treffen mußten, anzusehen,

warf jetzt einen prüfenden Blick auf Viskow, um sich von der Wirkung seiner Ausführungen zu überzeugen. Er erschrak beinahe. Ein leichenblaßes, verzerrtes Antlitz starrte ihm mit weit aufgerissenen, stieren Augen entgegen. . . Ein Gefühl des Grauens kroch da dem an solche Szenen nicht gewöhnten früheren Offizier mit-Eiseskälte über den Rücken, und nur ein Wunsch beherrschte ihn noch: diesem Furchtbaren hier schnell ein Ende zu machen. Und abermals begann er, ohne den Kommerzienrat jedoch weiter anzublicken:

„Der Täter faßte nun den Plan, sich davon zu überzeugen, ob seine Vermutungen hinsichtlich Gebhards stimmten, um diesen dann gegebenen Falles als gefährlichen Mitwisser aus dem Wege zu räumen. Er fuhr sofort am Nachmittage jenes Tages, in dessen früher Morgenstunde er die Juwelen an sich gebracht hatte, angeblich in Geschäften nach Hamburg und stieg dort in dem Pensionat Treumann ab. Dort suchte er sich ein Zimmer mit direktem Eingang vom Flur aus, ließ seine Reisetasche zurück, um den Anschein zu erwecken, als ob er nur in der Stadt Besorgungen erledigen wollte, kehrte aber in Wirklichkeit, versehen mit einer Schußwaffe, einer dunklen Brille und einem breiten Schlapphut

Sachen, die er vielleicht in Hamburg noch einkaufte —, mit einem der nächsten Züge nach Berlin zurück. Hier lauerte er nun dem Maler vor dem Hause Nurfürstendamms 304 auf, nachdem er sich durch Hut, Brille und den über die Mundwinkel herabgekämmten Schnurrbart unkenntlich gemacht hatte. Als er Gebhard dann gegen ein halb ein Uhr nachts heimkehren sah, schloß er schnell die Haustür auf und schlüpfte in den Flur, wo es dann zwischen beiden zu einer anscheinend heftigen Auseinandersetzung kam. Diese hatte einen Zeugen, der der Polizei später hiervon Mitteilung machte. Es war der Detektiv Salbak, den der Täter schon früher beauftragt hatte, den jungen Maler zu überwachen. Gebhard hat dann, ahnungslos, welches Schicksal ihm drohte, den Mörder mit sich in seine Wohnung genommen, wahrscheinlich, um dort die Unterredung mit ihm fortzusetzen. In dem Atelier — oder vielleicht auch schon vorher im Flur — hat jener erfahren, daß der Maler tatsächlich um den Diebstahl der Pretiosen wußte, und Gebhard dann durch einen Schuß niedergestreckt. Um nun den Verdacht von sich abzulenken, verbarag er in dem Geheimfach des Schreibtisches, der früher sein Eigentum gewesen war, dessen besonderes, für Polizeibeamte allerdings unschwer aufzufindendes Versteck er daher kannte, einen der gestohlenen Gegenstände, die Brillantbroche — in der Voraussetzung, daß dadurch nicht nur die Behörde, sondern auch Fräulein van Zourleeven notwendig zu der Annahme gelangen mußte, Gebhard sei der Dieb gewesen. Weiter streute er neben die Leiche noch achthundert Mark in Banknoten aus, und dies nur, um dem Verbrecher einen noch rätselhafteren Anstrich zu geben. Hierauf verließ er die Wohnung wieder, mietete sich ein Auto und fuhr darin nach Hamburg zurück, wo er sicher erst gegen Morgen eintraf, trotzdem aber ungeschen sein Zimmer im Pensionat Treumann aufsuchte. Dieses Zimmer konnte er ja direkt von der Treppe aus erreichen, wodurch er der Gefahr entging, etwa von einem der Dienstboten der Pension bemerkt zu werden. — Wo der Mörder die Schmucksachen gelassen hat, wissen wir nicht. Aber auch das dürften wir vielleicht bald herausbringen.“

Nun kam das Schwerste — Viskow anzudeuten, daß es das Beste wäre, wenn er sich der strafenden Gerechtigkeit für immer entzöge. Darauf ließ ja der ganze Zweck dieses Besuches hinaus.

Vöning machte unwillkürlich eine Pause. Aber er wurde jedes weiteren Wortes überhoben.

Der Kommerzienrat war mit einem Ruck aufgestanden. Schwer lehnte er sich jetzt mit beiden Händen auf den Tisch und rief mit gurgelnden Lauten, während sein Gesicht sich blaurot färbte und seine Augen förmlich aus ihren Höhlen herausquollen, lallend hervor: „Umsonst — alles — umsonst!“

Plötzlich drehte er sich halb nach dem Fenster hin, stand noch einen Moment ferzengerade aufgerichtet und stürzte dann, indem er im Fallen den Sessel mit umriß, zu Boden. —

Fünf Minuten später traf der Arzt ein, den Meincke sofort hatte holen lassen. Er konnte nur den bereits eingetretenen Tod konstatieren. „Herzschlag“, meinte er achselzuckend.

11.

Am nächsten Abend brachten die Zeitungen der Reichshauptstadt im lokalen Teil die folgende, bei allen ziemlich gleichlautende Notiz:

„Gestern nachmittag verstarb plötzlich, wie schon kurz berichtet, an Herzschlag in seinem Privatkontor Kommerzienrat Viskow, der Inhaber des Bankgeschäfts van Zourleeven & Co., einer unserer angesehensten Geschäftsleute. Der Name war in den letzten Tagen häufiger genannt worden, da der Gattin des Verstorbenen unlängst ihre wertvollen Juwelen geraubt wurden und kurz darauf in demselben Hause am Nurfürstendamms der Mord an dem Kunstmalere Gebhard geschah. Wie uns jetzt von bestunterrichteter Seite mitgeteilt wird, sind jedoch für den Verdacht,

daß der Ermordete der Dieb der Pretiosen gewesen sei — eine Nachricht, die auch wir gebracht haben, — keine weiteren Anhaltspunkte aufgetaucht. Zwar ist bekanntlich in dem Schreibtisch Gebhards eine Brosche entdeckt worden, die mit zu den geraubten Brillanten gehörte, doch dürfte diese nicht der junge Künstler dorthin gelegt haben, sondern der Mörder, von dem man bisher leider nur wenig aussichtsvolle Spuren gefunden hat. Die Behörde neigt der Ansicht zu, daß der Dieb der Pretiosen und der Mörder ein und dieselbe Person ist. Gebhard hat nämlich bei seiner Vernehmung vor einem Kriminalkommissar, die aus Anlaß des Diebstahls kurz vor seinem gewaltsamen Ende erfolgte, nimmere in ihrer wahren Bedeutung erkannte Äußerungen gemacht, aus denen hervorzugehen scheint, daß ihm der Name des Diebes nicht unbekannt war, daß er aber bestimmte Gründe hatte, diesen Namen nicht zu nennen. Jedenfalls hat jener Beamte, der dann leider dienstlich nach einer anderen Stadt gerufen wurde und daher jetzt diese wertvollen, die Ehre des Toten wiederherstellenden Angaben machen konnte, damals bei der Vernehmung den sicheren Eindruck gewonnen, daß der junge Künstler der Dieb nicht sein könne und daß hier irgendein besonderes Geheimnis vorliegen müsse, welches Gebhard aus wahrscheinlich überhaupt nicht mehr aufzuklärenden Gründen auch auf die Gefahr hin für sich behalten wollte, selbst als Dieb verdächtig zu werden. Man schadet zurzeit noch eifrig nach einem Unbekannten, der in der Nacht, in der der Mord geschah, den jungen Künstler in dessen Atelier hinausbegleitete. Hoffentlich haben die in dieser Richtung geführten Ermittlungen Erfolg. — Es sei nochmals betont, daß nach dem jetzigen Stande der Untersuchung der Ermordete mit dem Juwelenraub unmöglich irgend etwas zu tun gehabt hat."

Diese Notiz war hauptsächlich auf Betreiben des Kriminalkommissars Werner den Zeitungen zur Verfügung gestellt worden, nachdem dieser und sein Kollege von Lönning ihrem nächsten Vorgesetzten gerade nur das mitgeteilt hatten, was zur Rehabilitierung Gebhards notwendig schien, wobei sie ihre vorher genau verabredeten Angaben derart einrichteten, daß auf den inzwischen von dem göttlichen Strafgericht bereits erteilten Verbrecher keinerlei Verdacht fiel. So hat denn auch weder Frau Piskow, die bei der Nachricht von dem Tode ihres Gatten in ein schweres Nervenfieber verfiel, von dem sie sich erst nach Monaten wieder erholte, noch Asta van Bourleeven je die ganze furchtbare Wahrheit des so raffiniert angelegten Doppelverbrechens erfahren. Den Gedanken, unter der Hand nach dem Verbleib der Juwelen Nachforschungen anzustellen, ließ Lönning bald wieder fallen, da er sich mit Recht sagte, daß es am sichersten wäre, wenn die Pretiosen nie wieder auftauchten, was denn auch wirklich geschah. Ebenso glückte es dem alten treuen Prokuristen Meinede infolge des Steigens der Manufaktur-Aktien, sämtlichen Zahlungsverpflichtungen der Bank nachzukommen, so daß auch von den Unterschlagungen des Kommerzienrats nichts in die Öffentlichkeit drang. Nur eins konnte der alte Herr nicht vor der Gattin seines verstorbenen Chefs verheimlichen: daß deren Vermögen infolge unglücklicher Spekulationen zur Hälfte verloren gegangen war, was jedoch auf die tiefgebeugte Frau keinerlei Eindruck machte. Seit dem Tode ihres Gatten hatte sie jegliches Interesse für die Außenwelt verloren. Überschwenglich, wie ihre Liebe für ihren zweiten Gemahl gewesen, war auch ihre Trauer. Und nur als ihr einziges Kind sich ein Jahr darauf mit Ferdinand von Lönning verlobte, der inzwischen auf einem der Güter seines Freundes Weitrap eine Stellung als Gutsverwalter angenommen hatte, lebte sie in dem Glücke ihrer Tochter wieder etwas mit auf.

Auch Weitrap, der längst eingesehen hatte, daß seine Neigung für Asta van Bourleeven nur ein Irrtum gewesen war und daß sein Herz einzig und allein dem kleinen Sprühtauselchen Wera gehörte, die seine etwas formelle Liebeserklärung wesentlich abkürzte, indem sie ihm mit einem Jubelruf in die Arme flog, reichte bald darauf seinen Abschied ein und widmete sich ganz der Bewirtschaftung seines ausgedehnten Grundbesitzes. Frau Wilma aber ließ es sich nicht nehmen, auch für Wera von Lönning, die schnell in der gleichaltrigen Asta eine treue Freundin gefunden hatte, die Hochzeit mit auszurüsten. So wurde denn ein und ein Vierteljahr nach dem Tode des Kommerzienrats in dem Hause am Kurfürstendam ein frohes Doppelfest gefeiert. Auch für Elsa von Lönning brachte dieses eine einschneidende Veränderung mit sich. Die Kommerzienrätin, die mit Recht fürchtete, daß sie sich nach der Verheiratung Asters nur noch vereinsamter fühlen würde, nahm sie für immer zu sich.

Lönning, der schließlich dem Drängen seiner jungen Frau nachgab und kurz nach seiner Hochzeit wieder in sein geliebtes Regiment zurücktrat, wo man den allseitig beliebten Kameraden mit offenen Armen empfing, hat es nie bereut, der menschlichen Gerechtigkeit damals mit voller Absicht vorgegriffen zu haben,

da er fest überzeugt war, daß seine Schwiegermutter die Schmach, ihren Gatten als gemeinen Verbrecher abgewinkt zu sehen, nie überlebt hätte.

So schmückt denn Frau Wilma im Spätherbst jedes Jahres zwei Gräber, unter denen die sterblichen Überreste zweier Männer ruhen, die das Schicksal dazu ausersehen hatte, in einem an Wechselfällen reichen Drama die tragischen Hauptrollen zu spielen. Denn an Guido Gebhards Schuldlosigkeit hat die Kommerzienrätin später nie mehr gezweifelt. Seiner ungetrübten, stets so wohlgepflegten letzten Ruhestätte sieht man es nicht an, daß darunter ein armer, vom Leben bitter betrogener Künstler ruht.

Frauenwille.

Skizze von Paul Blüch (Nachdruck verboten)

Als Fris ins Speisezimmer trat und seine Frau nicht am Frühstückstisch fand, erschrak er. Was war denn das? Sie waren ein halbes Jahr verheiratet und noch nie war es vorgekommen, daß er allein hatte frühstücken müssen, immer war sein Frauchen mit der Toilette fertig gewesen und heute nun sollte er zum erstenmal allein am Frühstückstisch sitzen, den ihm sein Dienstmädchen gar nicht zu Dank gedeckt hatte.

„Komm, Elschen,“ bat der verlassen Gatte, indem er den Kopf zum Schlafzimmer hineinsteckte, „komm, Frauchen, steh doch auf und mach dich schnell fertig; es schmeckt mir noch einmal so gut, wenn du mir servierst.“

Das Frauchen zog die Decke noch höher und antwortete mit matter Stimme: „Es geht wirklich nicht, Fris, ich bin so müde, daß ich mich nicht aufrecht halten kann.“

Leintaut ging er zurück ins Speisezimmer. Nach zehn Minuten kam er wieder ins Schlafzimmer.

„Ach geh' nun ins Bureau ... also gute Besserung!“

Mit matter Stimme dankte sie und reichte ihm die Hand hin, die er zärtlich küßte.

„Soll ich nicht doch lieber zum Arzt gehen, Schas?“

Lächelnd beruhigte sie ihn: „Aber nein, es wird auch so vorüber gehen, laß nur, wenn ich nur ruhen kann.“

Er küßte sie noch einmal, dann ging er.

Als er gegen Mittag heimkam, war das Frauchen wohl aufgestanden, lag aber matt und schwach in der Chaiselongue ausgestreckt.

„Nun, Liebchen, noch nicht besser?“ fragte er und streichelte zärtlich über ihr seideweiches Haar.

„Leider nein“, erwiderte sie mit schwachem Lächeln.

„Na, nur nicht gleich verzagen, Schas! Es wird schon besser werden: ruh dich nur ein paar Tage recht gründlich aus, dann wird's schon wieder gut werden.“

Der Tisch war gedeckt und sie setzten sich zum Mittagessen nieder.

„Du mußt schon entschuldigen, Männchen,“ bat sie leise, „das Mädchen hat gekocht: ich war so schwach, daß ich wirklich beim besten Willen nicht am heißen Herd stehen konnte.“

Er bekam einen Schreck, denn er kannte die Stochkunst des Dienstmädchens, aber er nahm sich zusammen und aß die Mahlzeit tapfer herunter, obgleich alle Speisen miserabel schmeckten ...

Frau Elsa beobachtete ihn genau und sie merkte zu ihrer Zufriedenheit seine versteckte Unbehaglichkeit.

Nach Tisch ging er wieder ins Bureau, doch als er abends heim kam, fand er das Frauchen wieder schlaff und matt auf der Chaiselongue liegen und auch die Abendmahlzeit war von dem Mädchen zubereitet worden.

So ging es nun die ganze Woche hindurch weiter.

Nach acht Tagen nahm er sich vor, ein ernsthaftes Wort mit seiner Ehe zu reden.

Mit dem Vorjah hatte er sich zur Ruhe gelegt, wie groß war aber sein Erstaunen, als er am nächsten Morgen erwachte und sein Frauchen bereits vor ihm aufgestanden war.

„Nun, hat mein Herr Gemahl endlich ausgeruht?“ Klang ihre helle Stimme vom Frühstückstisch herüber.

Sprachlos vor freudigem Erstaunen kam er näher.

„Aber Elschen, mein Lieblich ... ich denke, du bist so matt?“

„Es geht mir heute ein wenig besser und deshalb wollte ich dir mal einen frohen Sonntag bereiten.“

Er war glücklich, umfaßte und küßte sie und hatte schon alle die sieben mageren Tage wieder vergessen.

Aber dieser Sonntag brachte ihm noch einige Überraschungen. Nicht nur, daß Frau Elschen nicht wieder matt wurde, nein, heute bereitete sie selber sogar das Mittagessen und kochte noch dazu nur alle diejenigen Gerichte, die ihr Männchen so gern aß.

Er bezog und küßte das Frauchen, als ob sie erst einen Tag verheiratet wären.

Nach Tisch machte Elsa den Vorschlag zu einer kleinen Landpartie.

Mit tausend Freuden stimmte er natürlich zu und sie fuhren beide hinaus in das junge Grün des beginnenden Sommers.

Und draußen im Wald saßen sie dann beim Kaffee, plauderten heiter und sorglos von allen möglichen Dingen und herzten sich wie zwei ganz junge Liebesleute.

Dann bekam er die Erlaubnis, sich eine gute Zigarre anrauchen zu dürfen und als er dies getan, lehnte er sich behaglich zurück und dachte in völliger Zufriedenheit darüber nach, wie schön und gut doch alles in dieser besten aller Welten eingerichtet war.

Frau Else hatte ihn immer ganz genau beobachtet, und als sie ihn jetzt so glücklich, zufrieden lächelnd darsitzen sah, hielt sie den rechten Zeitpunkt für gekommen und begann sofort ihren sorgsam vorbereiteten Coup zur Ausführung zu bringen.

„Weißt du, Männe,“ begann sie mit zärtlicher Stimme, „was ich wohl gerne möchte?“

„Du hast einen Wunsch, Schatz? Nur heraus damit, er ist im voraus schon gewährt.“

„Nun denn, Männechen, ich möchte gar zu gern eine Sommerreise machen.“

Bedenklich schüttelte er den Kopf. „Ja, ja ... aber so eine Reise kostet Geld, mein Kind.“

„Dann leben wir eben ein bißchen sparsamer.“

„Und dann bedenke mal die vielen Unbequemlichkeiten, die man sich solcher Reise wegen auferlegen muß ... schlechte Zimmer ... harte Betten und dann die Wirtshauskost ... o, ich kenne das alles ... während wir hier zu Hause doch alles nett, bequem und gemütlich haben.“

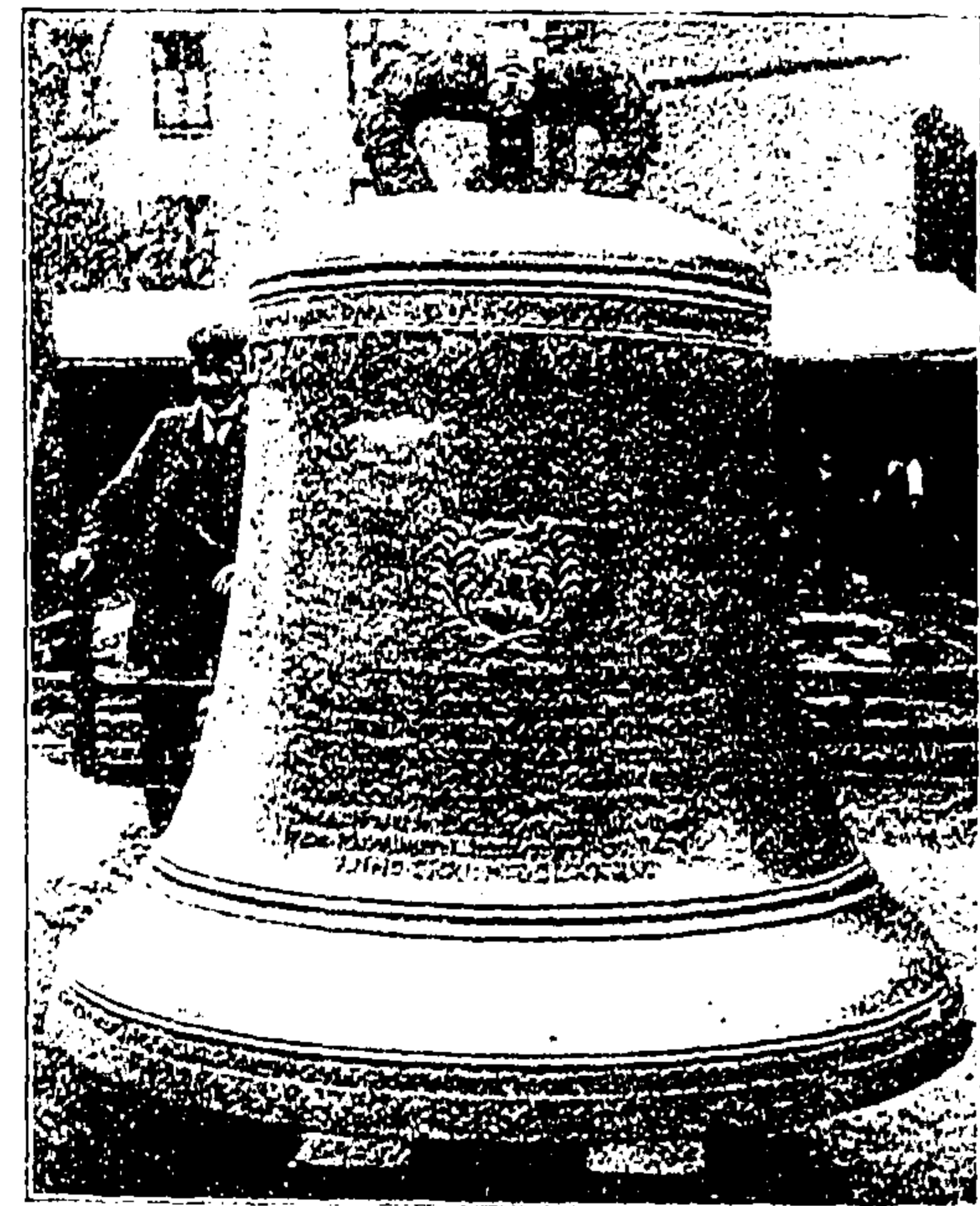
Frau Else verzog den Mund und sagte mit leisem Vorwurf: „Aber bedenkst du denn gar nicht meinen Zustand! Ich bin doch so nervös, daß mir eine Erholung dringend not tut!“

Und lächelnd erwiderte er: „Ach, Schatz, das geht ja auch so vorüber, und wenn du nur ein wenig Energie hast, dann kannst du dir allein am

allerbesten helfen, denn solche Leiden sind doch meist nur eingebildet.“

Da hatte er nun etwas Schönes angerichtet!

Frau Else sah ihn mit funkelnden Augen an und sagte mit zitternder Stimme: „Eingebildet nennst du mein Leiden? Du bist ja wirklich sehr rücksichtsvoll, das muß ich sagen ... aber glaube mir ja nicht, daß ich dich nicht kenne! Sehr genau kenne ich dich sogar! Du bist ein Egoist! Jawohl, das bist du! An dich allein denkst du nur,



Die Brandenburger Glocke des Kgl. Doms zu Berlin. (Mit Text.)

damit du nur ja nicht um deine Bequemlichkeit kommst, das ist deine ganze Sorge; aber ob ich an meinem Leiden elend zugrunde gehe, danach fragst du keinen Augenblick.“ Sie preßte ihr Taschentuch ans Gesicht und schluchzte heftig.

Mit liebevollen Worten sprach er nun auf sie ein, sie zu trösten; aber da war alles umsonst: sie war erzürnt, tief verletzt und unversöhnlich. Der schöne Tag nahm ein schlechtes Ende.

Endlich erklärte sie energisch: „Bitte, laß uns nach Hause fahren, mein Kopfschmerz beginnt wieder, ich muß mich niederlegen.“

Resigniert gehorchte er. Es war eine sehr stille Fahrt, sie lehnte in der einen Ecke, hielt die Augen dicht zu und sprach kein Wort.

So nahm der Sonntag, der so schön und hoffnungsvoll begonnen hatte, ein wirklich sehr trauriges Ende.

Aber es sollte noch viel schlimmer werden! Als der Gatte am nächsten Morgen aufstand, fühlte Frau Else sich schwächer denn je, und so mußte der geprüfte Mann wieder allein frühkaffee trinken, und als er mittags nach Hause kam, hatte das Dienstmädchen wieder gekocht und die Hausfrau ließ sich auch an der Mittagstafel nicht blicken; am Abend wiederholte sich dasselbe.

So ging es nun fünf Tage hintereinander mit derselben eintönigen Gleichmäßigkeit weiter.

Lächelnd ertrug der Mann alles, er hatte den Plan seiner kleinen Frau längst durchschaut und da er sehr bald ein sah, daß aus diesem Kampfe Frau Else doch als Siegerin hervorgehen würde, so hatte er sich heimlich längst damit abgesunden, daß man in acht Tagen die geplante Reise antreten könne, aber er wollte doch der Wissenschaft wegen einmal abwarten, wie weit ihre Verstellungskünste wohl ausreichen würden.

Und so ertrug er dies halbe Junggesellenleben eine ganze Woche hindurch, ohne sich auch nur mit einer Miene zu verraten.

Da, am achten Tage, spielte Frau Else ihren letzten Trumpf aus: Ihre Mama kam ein paar Tage zu Besuch!

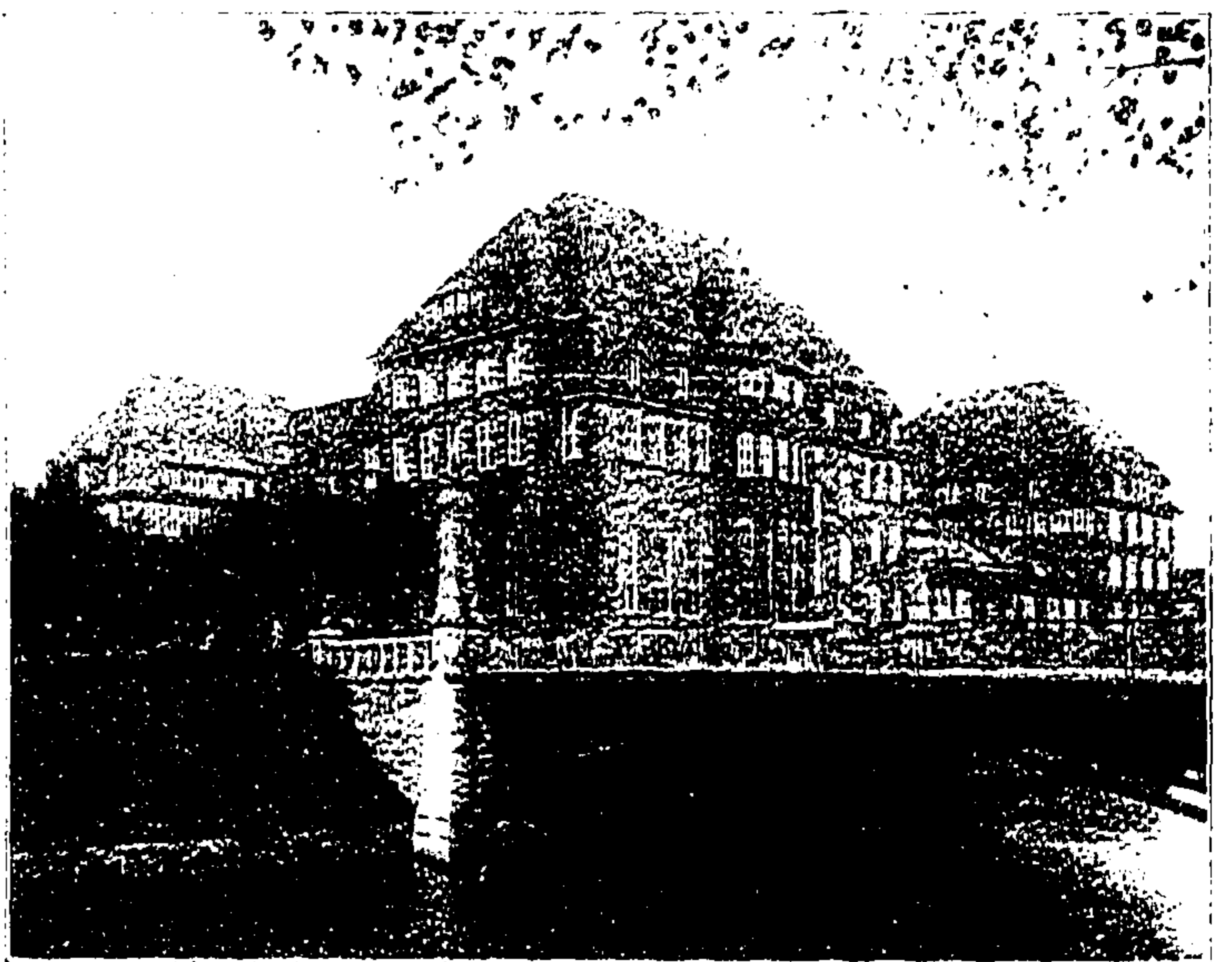
Nun aber lachte der junge Gatte schmunzelnd und dann nahm er sein Brauchen beim Arm, zog es an sich, küßte es und sagte: „Du hast's erreicht. In acht Tagen reisen wir ...“

Feldmarschall von Blücher und sein Lebensretter.

Von E. Trog. (Nachdruck verboten.)

In dem Dorfe Sulzbach bei Höchst in der Provinz Hessen-Nassau lebte und wirkte vor hundert und mehr Jahren Pfarrer Krebschmar, dessen Geburtsort zum Gebiete der freien Stadt Frankfurt a. M. zählte. Er wollte ein Theologe werden und wanderte gen Halle a. d. Saale, um auf der dortigen Universität zu studieren.

Zur damaligen Zeit regierte in Preußen Friedrich II., der zwar noch nicht der „alte Fritz“, aber doch derselbe war, der im allen

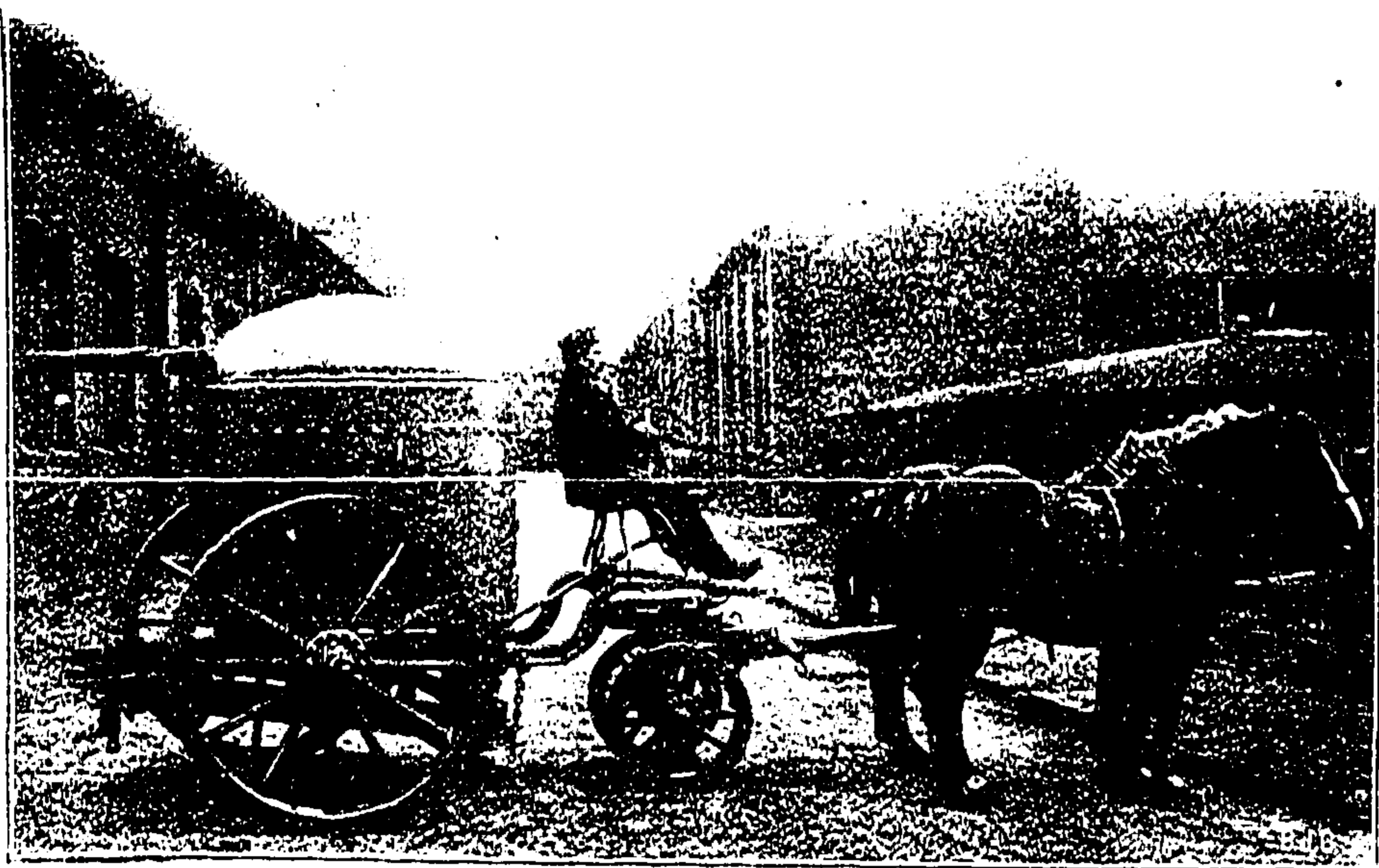


Neubau der Kunstgewerbeschule in Hamburg. (Mit Text.)

Arch. v. Meißner, Hamburg.

steckte. Der Siebenjährige Krieg war ausgebrochen, bereits brummkten die Kanonen, der König brauchte Soldaten und er ließ werben überall. Dazumal wanderte der junge Krebschmar seelenvergnügt durch das schöne, bergige Thüringer Land und durch den

gro dief und lich er stre lad ins arq er tere Jan der mit Sta gel Di mid wer erl Su un mit vor ja üng wu Ne B em m sie w ein ger la ner üst ten bes on ner te me ca ein sie Bi ro za al en



Ein fahrbarer gepanzerter Aruppischer Geschützturm. (Mit Text.)

großen Wald, der sich an der Heerstraße gen Halle hinzog. In diesem Walde aber lagerten Werber von den Schmelttau- Dragonern und diesen fiel der ahnungslose Krebschmar in die Hände. Er sah sich plötzlich von Dragonern umringt, die ihm klar machten, daß er Soldat in ihrem schönen Regiment werden müsse, und als Krebschmar ihren Irrtum aufzuklären begann, zogen sie ihn einfach in den Wald, setzten ihn auf ein Pferd und dann ging's fort ins Weite. Man kann es dem achtzehnjährigen Jüngling nicht verargen, der sich so jäh aus allen seinen Himmeln gerissen sah, daß er anfangs tief erschüttert auf dem Gaule hing. Nach seinen späteren Mitteilungen faßte er sich aber schnell, einsehend, daß durch Jammern und Klagen nichts zu bessern war, und dann richtete ihn der Gedanke auf: „Wer weiß, was Gottes Wille ist und was er mit dir vor hat!“ Außerdem bemerkte er, daß mit den auf der

Leutnant von Blücher als Adjutant. Blücher war zwar Husar, aber es ist Tatsache, daß er dazumal Belling's Adjutant bei den Schmelttauern war. Bekanntlich war Blücher kein Ofenhocker, wo es knallte und puffte und wo ein kühnes Reiterstückchen auszuführen war, da war er dabei und mit vorn dran. Einmal, in einem heftigen Gefecht, sah Wachtmeister Krebschmar, wie vier Panduren den Leutnant Blücher verfolgten, wie



Tempellaterne im Hof eines Schintōtempels in Japan. (Mit Text.)

Phot. G. Landenberaer, Zuluant.

gefangenen Rekruten nicht gepaßt wurde und er hatte nicht Lust, fünf- undzwanzig unfreiwillig mit dem Mororalstock zu fassen; er ügte sich, wurde zum Regimente gebracht, eingekleidet und eineretzt, und war dann ein prächtiger Schmelttau- Dragoner. Die Offiziere hatten ein großes Gefallen an dem schönen Soldaten, auch merkten sie bald, daß er eine gute Erziehung und Bildung gewonnen, und da seine Auf- führung stets eine tadellose war, so dauerte es nicht lange



„In die Weihnachtsferien!“ Gemälde von Müller Lingke. (Mit Text.)

dessen Pferd stürzte und die Panduren im Begriffe waren, dem gestürzten Reiter den Garau zu machen. Aber blitzschnell war Wachtmeister Kreschmar herangesprengt, mit seinen Pistolen streckte er zwei Panduren nieder, auf die beiden andern drängt er energisch ein, die, wohl glaubend, es komme ihm noch Hilfe, sich eilends aus dem Staube machten. Rasch zog Kreschmar den Leutnant unter dem Pferde hervor, das ihm tot auf einem Beine lag, er nahm ihn zu sich auf sein Pferd und sprengte mit ihm zum kienlich entfernten Regiment.

Blüchers Dankbarkeit war sehr groß, denn er wußte, was ge-
sehen wäre, wenn ihm Kreschmar nicht zu Hilfe kam. Diese
heroische That wurde allgemein besprochen und Oberst von Belling
schlug des Wachtmeisters Beförderung zum Offizier vor, die auch
erfolgt wäre, wenn Kreschmar selbst sie nicht mit dürren Worten
abgelehnt hätte. Sein Entschluß war, nach dem Kriege den Ab-
schied zu nehmen, nach Halle zu gehen und Theologie zu studieren,
und er fürchtete, daß es ihm, wenn Friede sei, als Offizier schwerer
falle, sich zurückzuziehen. Viele nahmen ihm die Ablehnung dieses
Winkes, nach dem Tausende strebten, übel; aber eine spätere Zeit
sollte zeigen, daß jene That des braven Wachtmeisters für diesen
nicht ohne heilsame Folgen bleiben sollte.

Der Krieg war zu Ende und die Waffen ruhten. Da erschien
eines Tages des Königs Bruder, Prinz Heinrich von Preußen,
und ließ das Regiment Schmiedau Revue passieren. Als dies ge-
sehen war, ließ er dem Oberst von Belling sagen, er möchte ihm
den Wachtmeister Kreschmar schicken. Wie Kreschmar diese
Order empfing, dachte er: heute gibt es wohl eine Gelegenheit
zu reden, damit ich frei werde und meinen unterbrochenen Le-
bensplan wieder aufnehmen kann. Dieser Wunsch ging ihm in
Erfüllung. Der Prinz redete ihn gar freundlich an, lobte seine
Tapferkeit und seinen Edelmut, bewies bei Blüchers Rettung
und mancher anderen Gelegenheit, und erkundigte sich dann nach
seinen früheren Lebensumständen.

Kreschmar hatte als Soldat gelernt, wie wichtig es sei, den
rechten Augenblick mit Entschiedenheit zu benutzen. Diesen Augen-
blick für sein Lebensglück sah er jetzt gekommen, er faßte sich ein
Herz und begann in Bescheidenheit und wahrheitsgetreu dem
Prinzen zu sagen, wie er vor mehr denn sechs vollen Jahren in
der Absicht, Theologie zu studieren, gen Halle gewandert sei: wie
aber auf diesem Wege die Kerber ihn überfallen, ihn gewalttham
entgeißelt und ihn seinem erwählten Berufe entrißen hätten:
wie er seitdem alle Schlachten des Krieges mitgekochten, aber
immer die Sehnsucht im Herzen getragen habe, zu jenem Berufe
zurückzukehren. Darum wolle er den hochherzigen Prinzen bitten,
in Gnaden für ihn zu sorgen, daß er seinen Abschied empfangen,
wenn es ihm lieb sei.

Der Prinz hatte mit sichtlichem Interesse zugehört. Er reichte
dem Wachtmeister die Hand, versprach ihm, für seinen Abschied
sorgen zu wollen, auch wolle er für die Mittel sorgen, um das er-
sehnte Studium ausführen zu können. Und der Prinz hatte sein
Wort redlich gehalten. Kurze Zeit nach dieser Unterredung ließ
Oberst von Belling den Wachtmeister zu sich kommen und händigte
ihm mit den Worten, daß er einen so braven Mann nur ungern
verliere, seinen ehrenvollen Abschied ein und eine Kasse Dukaten,
mit denen in der Tasche er jetzt noch leichter gen Halle marschierte
als sieben Jahre zuvor.

Das Studium war beendet, das Examen bestanden und
Kreschmar als Pfarrer in Sulzbach bei der Stadt Höchst instal-
liert. Es kamen dann die französischen Kriegstürme gegen das
Ende des 18. und die Napoleonischen Eroberungszüge anfangs des
19. Jahrhunderts, in welchen Zeiten Kreschmar seiner Gemeinde
manchen erspriesslichen Dienst in weltlichen Dingen leistete. Dann
wendete sich das Kriegsglück von Napoleon ab, das Jahr 1813 war
da, welches auch zwei Bekannte: Kreschmar und von Blücher
wieder zusammenführen sollte. Kreschmar war ein Greis ge-
worden, dem des Alters Schnee auf dem Haupte lag, und der
Feldmarschall Vorwärts, der Fürst Blücher von Wahlstadt, hatte,
als er in Höchst am Main in dem Bolongarischen Hause saß, auch
einen schneeweißen Schnurrbart und einen greissen Kopf und die
Augenklappe lagen auch so weit hinter ihm, wie hinter dem ehr-
würdigen Pfarrer Kreschmar im nahen Sulzbach. Blücher hatte
keine Ahnung davon, wie nahe ihm sein einstiger Lebensretter sei
und jenem fiel es nicht ein, jene Rettungstat fest aufzuwärmen
und geltend zu machen.

Das Hauptquartier Blüchers befand sich also in Höchst, wo er
im Bolongarischen Hause wohnte, seine Kriegshauptleute um-
gaben ihn und viele preussische und russische Truppen lagerten in
der Umgebung, die bestimmt waren, am ersten Januar 1814 bei
Main am Rhein auf das linke Rheinufer, das noch französisch
war, überzugehen.

Das Dorf Sulzbach hatte einen Pulk Kosaken ins Quartier
bekommen und unter diesen befanden sich solche, die an den

Fingern ein Glied mehr haben als andere ehrliche Leute, welche
man damals das Maufe Glied nannte, und die jungen nun an,
dem Dorfe zu wirtschafteu, als sei das Massauer Land ein feind-
liches Land. So kamen denn die Sulzbacher Bauern mit den
Kosaken tüchtig aneinander.

Vergeblich lezte sich der Pfarrer Kreschmar ins Mittel,
aber auch er vermochte das asiatische Volk nicht zur Vernunft zu
bringen, und wie die Geschichte im Dorfe immer ärger würd-
igte sich der Pfarrer kurz entschlossen auf einen Bauernganz
und galoppierte nach Höchst, um bei dem Feldmarschall Hilfe für
seine Dorfleute zu holen. Dabei fiel es ihm gar nicht ein, im
Hauptquartier zu sagen, wer er sei und welche Dienste er dem
Feldmarschall geleistet habe, er wollte nur die Gewalttätigkeiten
der Kosaken zum Gehör des Oberfeldherrn bringen und Hilfe
für seine Gemeinde begehren.

Im Vorzimmer angekommen, trägt er einem diensttuenden
Adjutanten sein Anliegen vor und bittet ihn, ihm eine Audienz
bei dem Feldmarschall zu erwirken. Der Adjutant geht ins Zimmer
und läßt die Thür hinter sich halb offen stehen, bei welcher Kreschmar
ganz nahe steht. Hier hört er, wie der Adjutant seine Bitte vor-
trägt und wie Blücher — zornig über diese Störung — ausruft:
„Sagen Sie dem Pastor, er soll sich zum Stückel scheren und mich
mit seinen Lappalien nicht stören!“

Das war des alten Husaren Art, wenn er mit Beschwerden über
die Einquartierung und dergleichen bei seinen Arbeiten belästigt
wurde. Kreschmar hatte diese Äußerung vor der Thür gehört.
Er war gekommen, um Hilfe für seine Bauern zu holen und nun
schickte man ihn zum Stückel! Jetzt ließ bei ihm auch der Kopf
über, er waltte zornig auf, polsterte die Stiege hinab, ohne die
Rückkehr des Adjutanten abzuwarten, begab sich in ein nahe
Wirtshaus und schrieb folgende Zeilen:

„Exzellenz!“

Vor soandjoviel Jahren habe ich Sie da und da, als ich noch
Wachtmeister bei den Schmiedau- Dragonern war, aus den Händen
der Panduren gerettet. Heute, wo ein Pulk Kosaken in meiner
Pfarrgemeinde schlimmer haufen als Kroaten und Panduren,
komme ich zu Eurer Exzellenz und bitte um Hilfe für meine armen
Gemeinde, die sich nicht mehr zu helfen weiß, und Sie schicken
mich zum Stückel. Ist das vergolten? Ich bitte nochmals und
erwarte als einen Gegendienst von Eurer Exzellenz, daß Sie
meine armen Bauern aus den Händen der Kosaken retten.

Kreschmar.“

Dieses Schreiben versiegelte der Pfarrer, verschah es mit der
Adresse und schickte es mit einem Kellner ins Bolongarische Haus
mit dem Auftrage, es im Vorzimmer des Feldmarschalls dem
langen Adjutanten mit der Bitte zu überreichen, dasselbe doch
sogleich dem Feldmarschall zu übergeben.

Der Kellner war noch nicht wieder zurück, da erschien schon der
Adjutant in der Wirtsstube und sagte: Er habe Befehl, den Herrn
Pfarrer sofort zu Seiner Exzellenz, dem Herrn Feldmarschall zu
führen. Der Pfarrer folgt und steht bald vor dem Feldmarschall,
der ihn trotz seiner Veränderungen in den langen Jahren wieder
erkennt, aufspringt und ihn umarmt mit dem freudigen Ruf:
„Ja, Kamerad, ich erkenne dich wieder, du bist Kreschmar, mein
Lebensretter!“ Dann faßte er ihn bei der Hand und stellte ihn
den Generalen und Obersten, die im Zimmer sich befanden, als
seinen Lebensretter vor und erzählte ihnen jenes Ereignis und wie
ihn Kreschmar aus den Händen der Panduren gerettet habe.
„Und weißt du,“ sprach er dann zum Pfarrer, „wie es in deinem
Sulzbach steht? Es ist ein Adjutant hingeflogen und ich stehe dir
dafür, daß in diesem Augenblicke kein Kosak mehr in Sulzbach ist.
Bist du nun mit mir zufrieden?“

Kreschmar dankte herzlich und wollte sich dann verabschieden,
doch Blücher hielt ihn mit den Worten fest: „Nein, Kamerad, es
schnell geht das nicht! Heute bist du mein Gast!“

Dem konnte Kreschmar nicht widersprechen, er gehorchte und
blieb und erzählte dem Feldmarschall auf dessen Wunsch seine
ganzen Lebensschicksale bis zu seinem ehrenvollen Abschied vom
Regiment. Bei der Tafel, an der viele Generale und hohe Offiziere
teilnahmen, saß Kreschmar neben Blücher, der ihm stets die besten
Bissen vorlegte und nur Auge und Ohr war für seinen Gast.

Nach aufgehobener Tafel dankte der Pfarrer dem Feld-
marschall, doch dieser sagte lachend: „Vergiß, Kamerad, daß ich dich,
ohne zu wissen, wer du seist, habe zum Stückel schicken wollen. Ich
bin unendlich glücklich, daß ich dir einen so kleinen Dienst habe
leisten können, der nicht nebenswerth ist gegen den, den du mir
geleistet hast!“ Dann umarmte er seinen Lebensretter noch einmal
und wünschte ihm alles Gute für seinen ferneren Lebensweg.

Danach bestieg Pfarrer Kreschmar wieder den Gaul und fuhr
nach Sulzbach, wo ihn seine versammelte Gemeinde erwartete,
mit Freuden empfing und im Triumph zu seiner Wohnung führte.

So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .

Es ist eine eigene, wunderjame Gabe, das Sichfreuentönnen. Die kleinen Kinder besitzen sie alle, von den größeren haben sie schon einzelne verloren und bei den Erwachsenen finden wir sie, ach, so selten! „So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“ ermahnt Jesus und sah vielleicht dabei in die reine, glänzende Tiefe eines Kinderauges und hörte von irgendwoher ein goldhelles Kindertlachen. Ja, manche Lebensweisheit können wir unseren Lieblingen ablauschen und vor allem ändern die eine große, die das ganze Kinderleben ausfüllt: die Freude! Wie vermag die geringste Kleinigkeit das helle Entzücken des Kindes hervorzurufen: eine blühende Blume, ein trillerndes Vögelein, ein buntes Bildchen, ein frisches Kinderlied. Diese dankbare Freude und Genügsamkeit unsern Kindern zu erhalten und sie ihnen abzulauschen, sei eine unserer heiligsten Aufgaben. Leicht lernt die Mutter mit ihren Kindern sich mit ihnen in die kleinen Freuden ihres engen Kinderlebens zu verlieren. Glücklich, wer mit seinen Kindern wieder selbst zum Kinde wird. Ja, wir Großen, die wir uns so klug und verständig vorkommen, müssen noch einmal unlernen und zu den Kleinen in die Schule gehen, müssen lernen, mit Kinderaugen das Leben zu betrachten.

Erscheint uns da nicht alles neu und reizvoll, was wir bisher kaum beachtenswert fanden? Mit geschlossenen Augen gingen wir durchs Leben, eingesponnen in den grauen Sorgenfächer. Wir fanden nichts um uns und in uns, was uns nicht nüstern und farblos schien, von den Gesichtern unserer Lieben, die uns so alltäglich und bekannt waren, daß wir sie kaum noch ansahen, bis zu dem grauen Wolkenshimmel, der uns öde und langweilig erschien, weil wir nur flüchtig die Augen aufschlugen. Wir hatten nicht Zeit und Lust, dem lebendigen Wechselspiel der Farben, den ziehenden Wolken zu folgen. Aber wie der Himmel nur dem flüchtigen und lieblosen Beschauer wie ein unbewegliches graues Leinentuch erscheint, so zeigt sich auch das Menschenleben, die Umgebung, der Tageslauf nur dem eintönig, der mit müßigtem Blick davorsteht. Wer mit hellen, frischen, lebendigen Kinderaugen jeden Morgen von neuem sein Tagewerk beginnt, wird niemals abends seine Lagerstätte aufsuchen mit dem Gedanken: Heute habe ich nichts erlebt, der heutige Tag bot mir nichts Freudiges, nichts Neues, nichts Interessantes. Es war daselbe öde Einerlei wie immer.

Überall ist Leben, überall ist Bewegung, Veränderung, und sei es auch nur in deinen eigenen Adern, durch die unaufhörlich das Blut rieselt und dir Kunde gibt von dem ewigen Pulsschlag des Lebens. Und hast du weiter nichts als dich selbst und deine vier Wände, du kannst jeden Tag ein anderes Zwiegespräch mit ihnen halten. Und hast du zur ein zwischendurch Vögelein im Bauer, einen blühenden Blumenstrauß auf dem Tisch — und sie nicht auch Boten des warmen, weiten, vielgestaltigen Lebens? Hast du nicht gute Bücher als Weggenossen, die dich auf starken Schwingen forttragen können oder die dich wie in einem Spiegel dein eigenes Selbst erkennen lassen. Ist nicht all das, was Auge und Ohr dir als Eindruck vermitteln, dein unveräußerliches Eigentum? Der Himmel im blendenden Sonnenanfang und im ernsten Sternkleide, die blühende Wiese vorn Tor, der gaukelnde Falter, die zirpende Grille, der laue Abendwind? Gehören sie einem andern mehr als dir? Sind die Kunstwerke, an denen sich dein schönheitstrunkenes Auge berauscht, nicht zu deinem unverlierbaren Besitztum geworden, wenn du sie dem Schatz deiner Erinnerung einreichst?

Nicht darauf kommt es an, wie viel wir sehen und erleben, wie viel äußere Erlebnisse in unser Leben gestaltend eingreifen, sondern die Art, wie wir sehen und erleben, entscheidet über unser Glück. Wer mit reinen, klaren, freudhungrigen Kinderaugen durch die Welt geht, wird selbst im unscheinbarsten Geschehen Wunder ahnen.

Gertrud Westphal.

Praktisches Weihnachtsgeschenk.

Von M. Knechte-Schönau. (Nachdruck verboten.)

Gar mancher Knabe möchte es den kleinen Mädchen gleich tun und Eltern, Tanten und Geschwister mit einer selbstgefertigten Handarbeit zum lieben Weihnachtsfeste beschenken, aber selbst wenn er gut basteln, kleben, schnitzen und brennen kann, weiß er gewöhnlich nicht, was er arbeiten soll, weil immer alles schon vorhanden ist. Eine nützliche Schreibfahne ist aber schon schon vertreten und wird von jedermann gern angenommen. Sie läßt sich auch ohne große Kosten aus einer großen Zigarrenfahne für fünfshundert Stück, die man in Zigarrenläden für wenig Geld zu kaufen bekommt, anfertigen. Das Äußere der Zigarrenfahne läßt sich nun auf verschiedene Weise verzieren. Entweder bestreicht man sie mit einem mattfarbenen Lederpapier und verzieren

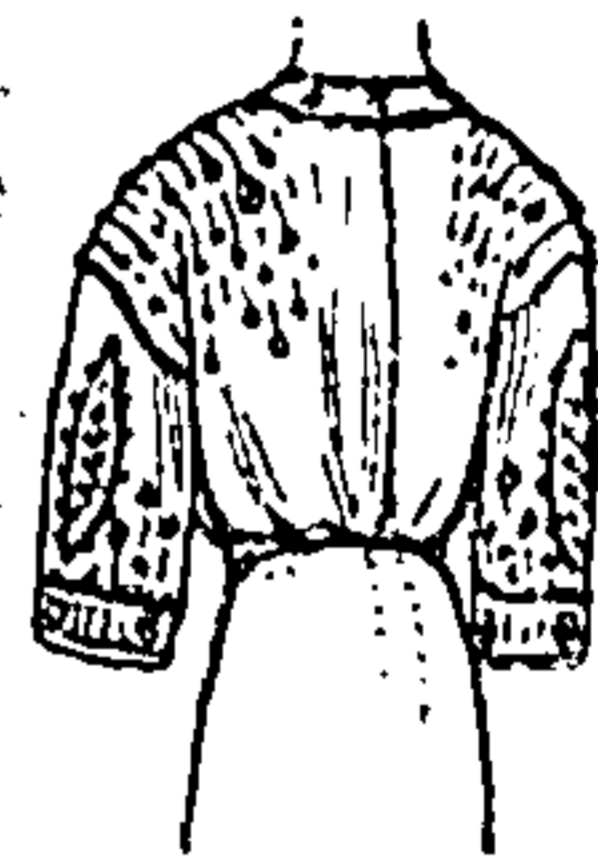
dieses mit ausgeschnittenen Blumen oder Mustern aus neuartigen Tapetenresten, die mit gutem Klebstoff recht mager aber gleichmäßig bestreichen und in gefälliger Anordnung aufgeklebt werden, oder man streicht sie mit bunter oder schwarzer Emailfarbe an und bestreicht sie mit Havannaringen: das ist besonders für Herren beliebt. Nach dem Aufkleben der Zigarrenringe und Bilder muß man die Fahne mit farblosem Spirituslack überstreichen. Sehr hübsch wirkt die Fahne auch, wenn man sie nur mit Nußbaumbeize bestreicht, nachdem man mit dem Brennstift hübsch geschlungene Muster nach japanischen Mustern einbrannt oder mit dem Millimetermesser eingrub. Nach dem Trocknen der Beize werden die Linien mit einem spitzen, in Goldbronze getauchten Pinsel nachgezogen und die Fahne mit Spirituslack bestreicht. Sollte die eingebraunte Schrift, die manche Zigarrenfahnen besitzen, störend wirken, muß man sie vorher mit Glaspapier abreiben oder vom Tischler abhebeln lassen. Das Innere wird mit einem zartfarbigem Schrautpapier ausgeklebt. Mittels passender, dünner Holzbrettchen oder Pappstreifen werden verschiedene Abteilungen für die Schreibgeräte geschaffen, und zwar für Briefpapier, Umschläge, Postkarten, Postanweisungen und Paletadressen. Ein schmaler, länglicher Abteil nimmt Bleistift, Siegellack, Pelschaft, Federhalter, Messer, Lineal, ein Mästchen oder Büchchen mit Federn auf, in einer Ecke bringt man einen ganz kleinen Handleuchter mit Wachskerze und Schwedenschachtel unter, ihm gegenüber eine Rolle Bindfaden. In die verschiedenen Abteile werden Bänder eingeklebt zum bequemeren Herausnehmen des Inhalts. Auf der Innenfläche des Deckels kann man auch Verschiedenes anbringen, zum Beispiel Federhalter, Brieföffner, Bleistift, Messer oder Schere, ein Adressen- und ein Portobüchlein, sowie ein Täschchen für Briefmarken, oder aber man richtet den Deckel durch Edentaschen und gespannte Bänder zur Aufnahme der Postformulare ein. Ein paar nette Ansichts- und Glückwünsche, sowie einige Tranerarten dienen zur Vervollständigung der hübschen Schreibfahne, bei deren Ausstattung dem persönlichen Geschmack und Zweck viel Freiheit gelassen wird. Soll die Fahne ein Geschenk für Damen bilden, so kann man sie auch mit gemustertem Libertytuch bespannen, doch eignet sich diese Arbeit mehr für Mädchenhände, denn sie erfordert eine leichte, geschickte Hand und viel Sauberkeit.

Fürs Haus



Grüne Vorlehnje mit Stickerei und Sontache.

Die elegante Bluse, die eine neue aparte Form durch den breiten Seidengürtel erhielt, ist wunderbarlich mit Handarbeit in Stickerei und Sontache besetzt, der sich, wie aus nebenstehender Abbildung ersichtlich, an der Rückseite wiederholt. Der halblange Ärmel blieb ungefütert, während die Bluse sonst auf grüne Pongeseide gearbeitet wurde. Der Ärmel ist bei diesem Modell eingefeselt, was aber durch die überfallenden Blusenleiste verdeckt wird. Erforderlicher Stoff: 1,50 m Poile 100 cm breit, 2 m Pongeseide 60 cm breit, 60 cm Taffet zum Gürtel.



Rückansicht.

Unsere Bilder

Der Neubau der Neuen freien Volkshöhne auf dem Bülow-Platz in Berlin. Die von Bruno Wille gegründete Neue freie Volkshöhne hat ihren Mitgliederbestand von 50 000 mit den 18 000 der Freien Volkshöhne zu einem Kartell vereinigt. Beide Volkshöhen veranstalten in fast sämtlichen Berliner Theatern guten Ranges Sonntagnachmittags Vorstellungen. Um aber die Volkshöhen von dem händigen Repertoire der kapitalistisch betriebenen Bühnen zu befreien, baut die Neue freie Volkshöhne am Bülow-Platz in Berlin ein 2000 Menschen fassendes Haus, das Oskar Kaufmann entworfen hat, und das einen Kostenaufwand von 3 1/2 Millionen erfordert. Die Stadt Berlin gab zu diesem Prachtbau 2 Millionen auf Hypothek. Die Mitglieder sammelten annähernd eine Million zum Kaufonds. Unsere Abbildung zeigt das zur Ausführung bestimmte Projekt.

Denkmal für die gefallenen Österreicher auf dem Leipziger Schlachtfeld. Während bis vor kurzem nur das Schwarzenberg Denkmal und einige über das weite Schlachtfeld zerstreute Gedenksteine an den Anteil der Österreicher an dem weltgeschichtlichen Sieg erinnerten, werden jetzt auf Anordnung des Kaisers Franz Joseph an acht für die Österreicher denkwürdigen Punkten Denkmäler errichtet, deren eines unsere Aufnahme zeigt. Es ist 4 m hohe, von einem mächtigen Doppeladler gekrönte Marmorbekiste.

Die Brandenburger Glocke des Kgl. Domes in Berlin. Die zweite sogenannte Brandenburger Glocke des Kgl. Domes in Berlin, die aus der Zeit des Großen Kurfürsten (1685) stammt, war vor einigen Jahren zerbrochen. Man schickte sie daraufhin nach Straßburg zur Reparatur; doch mißlang diese Operation, so daß man sich zu einem Neuguß entschließen mußte. In der Hofglockengießerei von M. und D. Ohlson in Lübeck wurde diese Arbeit kürzlich vollendet, und zwar kam dabei nicht nur das alte Metall zur Verwendung, sondern es wurde der Neuguß sogar der alten Glocke getreu nachgebildet. Die Glocke, die das stattliche Gewicht von 43 Zentnern hat und auf den Ton d gestimmt ist, zeigt auf der einen Seite das Bild des Großen Kurfürsten und auf der andern Seite das damalige brandenburgische Wappen in künstlerischer Ausführung. Dazu gefellen sich zwei Inschriften in lateinischer Sprache und eine deutsche, welche letztere sich rund um den unteren Rand als eine Art Spruchband herumzieht und wie folgt lautet: Jakob Wenkel goß mich in Magdeburg 1685. 1907 erkrankt, reiste ich bis Straßburg. Neu goß mich nach alter Form aus altem Stoff M. und D. Ohlson in Lübeck 1913.

Die neue Kunstgewerbeschule in Hamburg. Am 18. Oktober ist in Hamburg der stattliche Neubau der Kunstgewerbeschule, der im Verlauf der letzten Jahre an der Ecke vom Lerchenfeld und der Mierstraße entstanden ist, in feierlicher Weise im Beisein des Senats seiner Bestimmung übergeben worden. Für Hamburg war das ein Ereignis von besonderer Bedeutung, da man hofft, es werde von dem Bau, der in seiner stattlichen Ausdehnung eine durchgreifende Erweiterung der kunstgewerblichen Schulung ermöglicht, in bald schon eine wesentlich wohlthuende Beeinflussung des norddeutschen Kunstgewerbes ausströmen. In seiner reichen architektonischen Gliederung macht der an der Wartenaubrücke sich erhebende Gebäudekomplex einen monumentalen Eindruck. Auch landschaftlich nimmt sich der Bau mit dem Silberdelfinal und der Brücke im Vordergrund recht vorteilhaft aus.

Ein fahrbarer gepanzerter Kruppischer Geschützurm. Um einem vordringenden Feind schon vor den Festungswerken Widerstand leisten zu können, werden an geeigneten Plätzen gepanzerter Geschütztürme in die Erde eingegraben. Sie sind fahrbar konstruiert und können aufgerollt, schnell plaziert und ebenso schnell wieder mit Geviert entfernt werden. Sie sind mit einem 5,7 Zentimeter Krupp-Geschütz armiert.

Eine japanische Tempellaterne. Das nebenstehende Bild zeigt eine Tempellaterne in einem buddhistischen Tempel zu Kobe in Japan. Diese Laternen, die in alten Zeiten ausschließlich aus Stein verfertigt wurden, werden in neuerer Zeit sehr kunstvoll aus Bronze hergestellt; sie begleiteten den Buddhismus in seinem Siegeszuge nach Osten und sollen zum ersten Male in den Klosterhöfen Tibets aufgestellt worden sein. Wie jedes Symbol des Buddhismus haben sie Bezug auf die Form einer umgekehrten Lotusblume, wemgleich die Formen der Blume auch des öfteren dem Stil des Kunstgewerbes weichen mußten. Diese in Tibet Töpe genannten Laternen nennt man in der Mongolei manchmal Stupa und in Japan Sokka. Die japanischen Tempelhöfe, die derartige Laternen vielfach bergen, ruhen häufig im Schatten uralter Bäume und dienen heute oft auch als herrliche Mindererspielplätze.

In die Weihnachtsferien. Mit so viel erwartungsvoller Ungeduld sieht wohl kein Kinderherz dem Schluß entgegen, wie zu den Weihnachtsferien. Und vollends, wenn man, wie der Häufel Mädel und Bubens auf unierm Wilde, vom Schutort zum Heimatsdörflein noch eine kleine Halbtagsreise im Schlitten hat, so daß auf dem langen Heimweg man sich wunder wie viel schon erzählen kann, von dem, was das Christkind bringen wird. Mag man während der Fahrt durch den frostklaren Wintertag auch einmal das Kribbeln in den Fingerspitzen kriegen, wie das Würschchen auf dem hintersten Schlittenplatz, schließlich gelingt es doch, sie wieder warm zu pusten, und dann wird die Fahrt wieder so lustig, wie es nur je eine sein kann, wenn's in die Weihnachtsferien geht. Albert Müller-Lingke, der Defreggerschüler, hat ähnlicher Winteridylle aus Oberbayern eine ganze Reihe gemalt.

Allerlei

Schwerer Fall. „Hat Sie der Nervenarzt mit Erfolg behandelt?“
„Gewiß; aber jetzt ist er nervös!“

Gannerhumor. Richter: „Natürlich, wenn man groben Unfug verübt hat, redet man sich aus, man war betrunken; das kenn' ich!“
Gau: „Aus der Studentenzeit, gelten S', Herr Richter?“

Freundinnen. „Aus Schlangenhaut ist dein neuer Mantel? Wie kann man nur die Haut einer anderen Schlange tragen?“ — „Aber ich bitte dich, Melanie, du trägst doch auch die Federn einer anderen Gans!“

Im Tanzsaal. Heinrich Heine befand sich einst mit einem Freunde auf dem Ball des Boulevard Bonne Nouvelle. Nachdem sie eine Weile zugehört, deutete er auf eine der tanzenden Nymphen hin, deren lebhaften und zugleich graziose Bewegungen sogar dem wachhabenden Sergeanten ein beifälliges Lächeln abnötigten, und Heine sagte: „Dahin wird es eine Deutsche doch nie bringen!“ Sofort drehte sich die kleine um und sagte lächelnd: „Ganz recht, mein Herr, ich bin aus Achenau bei Nürnberg!“

Mührender Abschiedsbrief. Ein Jekänder ward zum Tode verurteilt, aber am Tage seiner Hinrichtung kam der Befehl, ihn in Freiheit zu setzen, weil neu aufgedeckte Umstände seine Unschuldargetan hatten. Der arme Teufel hatte aber eine Frau, die er ebenso sehr fürchtete als den Galgen; er suchte seine nicht vollzogene Hinrichtung zu benutzen, um auf immer von seiner Frau loszukommen und schrieb folgenden Brief an sie: „Geliebte Freundin, ich bin diesen Morgen gehangen worden und starb als brave Mann. Hinfüro wirst du nichts mehr hören von deinem geliebten Gatten.“

Gemeinnütziges

Das Trinkwasser und Weichfutter soll dem Geflügel zur Winterszeit nicht in irdenen, sondern in metallenen Gefäßen gereicht werden. Bedienen ist ein Zerplatzen nach dem Gefrieren des Inhaltes ausgeschlossen.

Honigglühwein. Eine Flasche Weiß- oder Rotwein, 250 Gr. Honig, etwas ganzen Zimt und den Saft einer Zitrone läßt man auf dem Feuer bis zum Sieden kommen, dann serviert man recht heiß.

Braune Pfefferkugeln. 375 Gr. weißer Zucker werden mit 500 Gr. braunem Zuckersirup gelocht und mit 150 Gr. Kokosnussbutter solange gerührt, bis die Masse abgekühlt ist. Dann verarbeitet man damit 400 Gr. Weizenmehl, 500 Gr. Roggenmehl, 2 ganze verquirlte Eier, 5 Gr. gestoßene Nellen, 5 Gr. Kardamomen und 2 Eßlöffel Rosenwasser, sowie Salz zu einem dicken Teig und stellt ihn an einen warmen Ort. Nach 6 bis 7 Tagen formt man fingerdicke Rollen, schneidet sie in kleine Stücke, formt davon Kugeln und bäckt diese auf einem gebutterten Blech bei mäßiger Hitze.

Feuerbowl für den Weihnachtsabend. Zwei Flaschen Rotwein werden mit einem Liter gutem schwarzem Tee und dem Saft einer Zitrone und einer Apfelsine vermischt und zugedeckt bis zum Siedepunkt erhitzt, worauf man in einem emaillierten Eisentopf oder einem glasierten, feuerfesten Tongeschloß geschieht, in welchem die Feuerbowl angefertigt wird. Zu diesem Zwecke stellt man sie auf ein Servierbrett und umkleidet die Wände des Topfes des besten Aussehens wegen mit



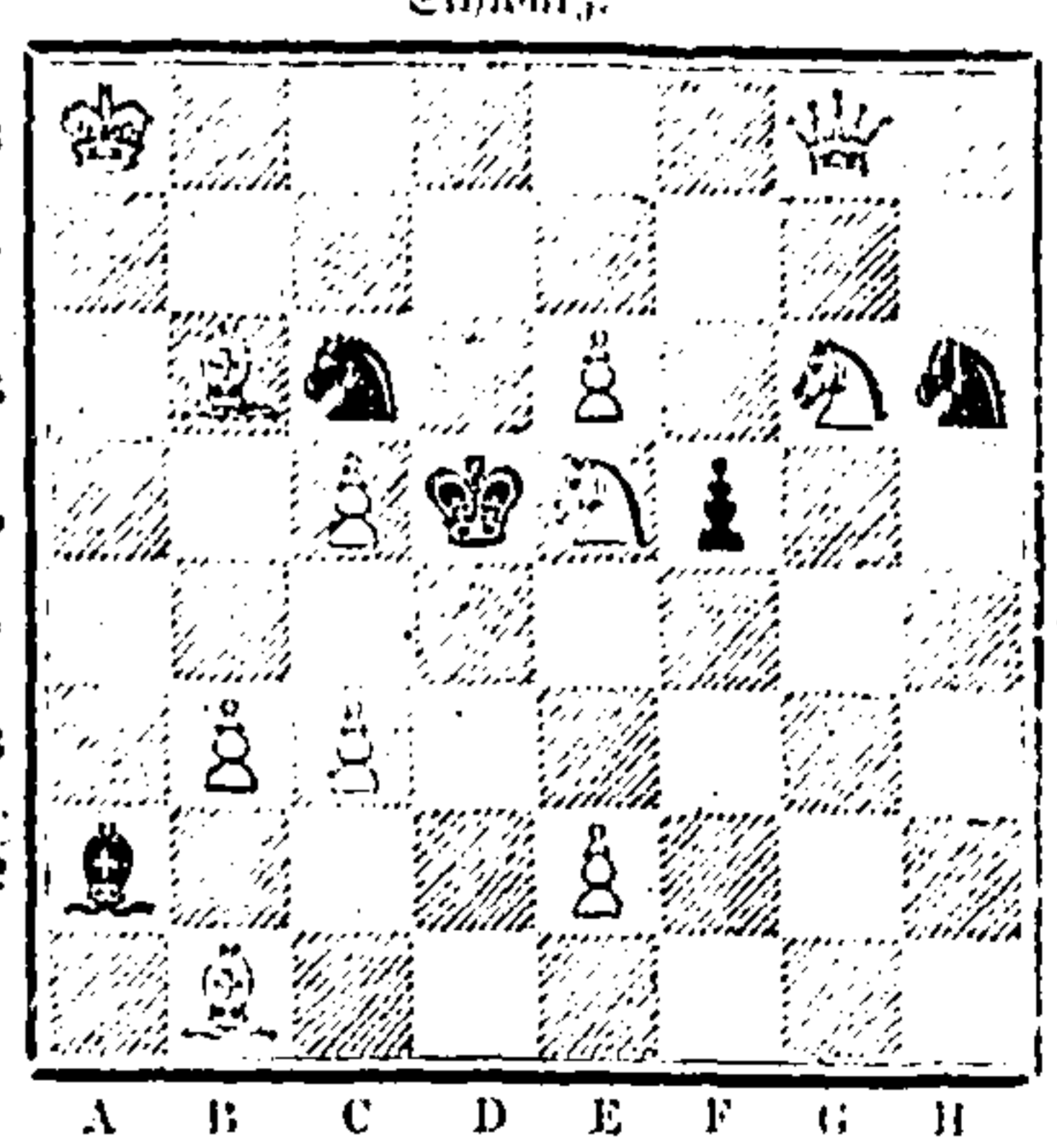
Herr: „Was macht denn Ihr Mann, wenn ich fragen darf?“
Frau (Kantivore): „Was ich ihm erlaube!“

Auflösung.
J
R
O
M
S
E
N
E
B
I
E
N
E
W
A
C
H
T
E
L
I
N
L
E
U

Zammengrün. Dann lege man zwei Eisenstäbchen oder eine Feuerzange quer über den Topf und darauf ein etwa 2 Pfund schweres Stück Melis- oder Kompenszucker, welches man mit gutem Alkohol oder seinem Jamaika-Rum ganz durchtränkt und dann mittels eines Fidibus anzündet. Der schmelzende Zucker tropft nun in die Bowl und verleiht ihr ein äußerst liebliches Aroma. Auf die oben angegebene Quantität Wein und Tee rechnet man eine Flasche Rum oder Alkohol, die man nach und nach über den Zucker gießt, dabei immer mit einem Schöpfloß von der Bowl darübergießend, aus der nun in schöner blauer Flamme sämtlicher Alkohol verbrennt, so daß sie äußerst mild und bekömmlich wird. Au.

Scharade.
Die erste liebt die Ruhe nicht,
Ist Tag und Nacht mobil,
Du schaust darin dein Angeicht,
Sie bißt des Feuers viel.
Den arden beiden magst entachn,
Dem Krüppel dienen sie.
Man kann sie aber auch wohl ichn
In hundstär Exerzie.
Das Ganze ist ein Vögelein,
War niedlich und behend.
Im Törslein jeder, groß und klein,
Das mußte Tierchen kenn.
Heinrich Vogt.

Problem Nr. 95.
Von H. Riellen.
Nordisk Fam.-Journal 1909.
Schwarz.



Silberrätsel.
a. hel. en. gen. i. ka. la. lo.
me. mo. na. nor. pa. ri. ris.
sa. sa. so. te. we.
Wilde aus diesen 20 Silben 7 Wörter,
welche bezeichnen: 1) Einen bibl. König.
2) Eine europäische Hauptstadt. 3) Einen
Erdeil. 4) Ein nordisches Land. 5) Einen
weiblichen Vornamen. 6) Einen Sänes-
voael. 7) Ein Sinnesorgan. — Die An-
fangsbuchstaben der 7 Wörter geben ein
europäisches Land. Julius Wald.
Wah. in 2 Zügen.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.